



GREER
MACALLISTER

IN DER
STILLE DER
POLAR-
NACHT



ROMAN INSEL





GREER
MACALLISTER

IN DER
STILLE DER
POLAR-
NACHT



ROMAN INSEL



Greer Macallister
In der Stille der Polarnacht

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Eike Schönfeld

INSEL VERLAG

Zur optimalen Darstellung dieses eBook wird empfohlen, in den Einstellungen *Verlagsschrift* auszuwählen.

Die Wiedergabe von Gestaltungselementen, Farbigkeit sowie von Trennungen und Seitenumbrüchen ist abhängig vom jeweiligen Lesegerät und kann vom Verlag nicht beeinflusst werden.

Um Fehlermeldungen auf den Lesegeräten zu vermeiden werden inaktive Hyperlinks deaktiviert.

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *The Arctic Fury*. Sourcebooks Landmark, Naperville, Illinois 2021.

Copyright © 2021 by Greer Macallister

eBook Insel Verlag Berlin 2022

Der vorliegende Text folgt der 1. Auflage der Ausgabe des insel taschenbuchs 4945.

Erste Auflage 2022

insel taschenbuch 4945

Deutsche Erstausgabe

© der deutschsprachigen Ausgabe Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2022

Der Inhalt dieses eBooks ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr. Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar. Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.

Umschlaggestaltung von Designbüro Lübbecke Naumann Thoben, Köln, unter Verwendung des Originalumschlags von Chelsea McGuckin, Abbildungen: Magdalena Russocka/Trevillion Images; Getty Images

eISBN 978-3-458-77501-0

www.suhrkamp.de

Für meine Großmutter

Wir können nicht sagen, wie die Frau physisch sein könnte, wenn dem Mädchen die Freiheiten des Jungen gestattet wären.

– Elizabeth Cady Stanton

Die eigentliche Arbeit einer Expedition beginnt mit der Rückkehr.

– Louise Arner Boyd

In der Stille der Polarnacht

Mitglieder der Frauenexpedition

Margaret Bridges, Journalistin

Irene Chartier, Übersetzerin

Caprice Collins, Bergsteigerin

Dove, Krankenschwester

Ebba Green, Ehefrau eines Offiziers der British Royal Navy

Stella Howe, Hausmädchen

Christabel Jones, Zeichnerin

Elizabeth Kent, Kammerzofe

Ann Montgomery, Hundezüchterin und -trainerin

Siobhan Perry, Medizinstudentin

Althea Porter, Ehefrau eines Offiziers der British Royal Navy

Virginia Reeve, Führerin

Dorothea Roset, Kartenspezialistin

1. KAPITEL

Virginia

Oberstes Gericht von Massachusetts, Boston

Oktober 1854

In der ersten Reihe sitzen die Überlebenden.

Virginia kann sie von ihrem Platz auf der Anklagebank deutlich sehen. Selbst wenn sie den Blick von ihnen wendet – hin zum Richter, zu den Geschworenen –, spürt sie weiter ihre Anwesenheit. Fünf Frauen, gebrochen und tapfer, die entgegen aller Erwartungen in diesen Gerichtssaal gekommen sind. Sie fragt sich, ob sie erschüttert sind wie sie selbst, indem sie sich wieder an die Regeln der Gesellschaft halten: darauf achten, was sie tragen, aufpassen, was sie sagen, überlegen, wie ihr Tun auf andere wirkt. Es ist noch nicht lange her, da waren sie von alledem frei. Doch welcher hohen Preis haben sie für diese flüchtige Freiheit bezahlt.

Nur fünf. Nicht alle, die überlebt haben, aber immerhin alle, die beschlossen haben, sich als solche zu bekennen. Diejenigen, die nicht da sind, spürt sie ebenso wie diejenigen, die da sind. Wenn sie die Augen schließt, sieht sie jede einzelne der Verlorenen vor sich. Eine kalt und blau, aufgebahrt wie eine Kornblume. Eine vom Eis verschluckt, sein hungriges Maul gerade groß genug, um sie zu verschlingen. Eine im eigenen Blut gekrümmt. Jede mit ihrer speziellen Tragödie, die Virginia nie vergessen, auf immer bedauern wird.

Sogar denjenigen, die heute hier im Gerichtssaal sitzen, fehlen Teile, die sie nie mehr zurückbekommen werden. Wie viele Finger, wie viele Zehen? Ein Ohr bei Doro. Das rechte, wenn ihre Erinnerung nicht trägt. Wie

könnte sie das vergessen? Ebenfalls verloren: ein Schnipsel ihrer Seele, auch bei Virginia.

Fünf Frauen, die anwesend sind und bereit, sich als Überlebende der Expedition zu bekennen, Virginia, die diese Wahl nicht hatte, nicht eingerechnet. Müssten sie gezählt werden – in glücklicheren Zeiten scherzten sie darüber, etwas Willkommenes, den Traum von Optimisten –, dann müssten es elf sein. Virginia die zwölfte. Das war die Größe der geplanten Expedition, wenngleich nicht die, in der sie aufgebrochen waren, schon gar nicht die der Heimgekehrten. Die Zahlen passen nicht, aber gepasst haben sie ohnehin nie richtig. Was Caprice' Schuld gewesen war. Virginias Zorn auf Caprice sollte inzwischen verrauchet sein, doch das ist er nicht. Womöglich würde er es nie sein.

»Erheben Sie sich für den Ehrenwerten Richter Elton Miller«, ruft der Gerichtsdienner.

Der Richter ist jünger, als Virginia geglaubt hätte, wenngleich nicht richtig jung. Keine weißen Haare, sondern dunkle, keine Grausträhne im Pechschwarz. Ihr Blick fällt auf einen rötlichen Streifen am Kinn. Achtlos mit dem Rasiermesser? Im Dunkeln gestolpert? Sie hat es satt, Verletzungen zu analysieren. Dafür sollte Siobhan hier sein. Doch wie so viele andere ist sie es nicht.

»Sie dürfen sich setzen«, sagt der Richter, worauf im Gerichtssaal, ganz wie in der Kirche, alles gehorcht und ein gedämpftes Rumpeln und Scharren anhebt. Virginia erwartet fast schon, dass eine dröhnende Orgel die ersten Akkorde von »All Things Bright and Beautiful« anstimmt.

Stattdessen fährt der nicht alte, nicht junge Richter fort: »Wir sind heute hier, um die Rechtssache des Commonwealth of Massachusetts gegen Miss Virginia Reeve zu verhandeln. Wie bekennen Sie sich, Miss Reeve?«

Vom Tisch der Verteidigung her kommt eine zögerliche, aber dennoch kraftvolle Stimme. Höher, als sie sein sollte. Virginia erschreckt ein bisschen darüber, wie jung sie klingt.

»Herr Richter, die Anklagepunkte«, sagt der Verteidiger, dessen Name Clevenger lautet. Er sieht so jung aus, wie er klingt, Apfelbäckchen, dürre

Gliedmaßen. Clevenger ist der größte Mann im Gerichtssaal, aber irgendwie scheint er, wenigstens für Virginia, den kleinsten Raum einzunehmen.

Der Richter blinzelt. »Wie bitte?«

Ihr Verteidiger raschelt mit Papieren, unternimmt einen weiteren Versuch. Wenn Virginia die Anwältin wäre, sagt sie sich, dann wäre ihr Auftritt stärker. *Wenn das Wörtchen wenn nicht wär*, hätte Ann dazu gesagt. Arme Ann.

Und arme Virginia. Fünf treue, lebende Frauen bilden im Gerichtssaal eine stumme, geschlossene Reihe, was nicht verstummt, das sind die Stimmen der anderen sieben.

»Ich meine, zuerst sollten doch die Anklagepunkte verlesen werden? Dann sage ich Ihnen, wie sie sich bekennt«, sagt ihr Verteidiger.

»Oh, ich bitte um Entschuldigung, Euer Ehren!«, tönt der Richter, keine Spur von Entschuldigung in der Stimme. »Ich vergaß, Sie als Herr Richter anzureden! Und das noch in Ihrem eigenen Gericht. Wie peinlich.«

Weiteres Zucken, weiteres Papierrascheln. »Euer Ehren, ich bin kein Richter.«

Der Richter sagt genießerisch: »Ganz recht.«

Virginias Verteidiger schweigt.

»Wenn ich nun fortfahren darf?«, fragt der Richter, was jedoch eigentlich keine Frage ist.

»Ja, Euer Ehren.«

»Erheben Sie sich«, sagt der Richter, was Virginia erst hört, als er, nun schärfer, wiederholt: »Erheben Sie sich.«

Virginia erhebt sich.

»Verlesen Sie die Anklageschrift«, sagt er zum Gerichtsdienner.

»Ein Vorwurf der Entführung und ein Vorwurf des Mordes«, sagt der Gerichtsdienner, »welcher zum Tode der Caprice Collins geführt hat.«

Zischeln im Gerichtssaal, eine Handvoll Kiesel auf glattes Eis geworfen. Doch in der Virginia am nächsten Reihe nur eine starke, willkommene Insel des Schweigens. Sie merkt, wie sie sich darauf ausruht. Schock und Überraschung mögen überall sonst überquellen, die Überlebenden aber

überrascht nichts. Die Fähigkeit zur Überraschung war ihnen im hohen Norden weggesprengt, weggefroren, weggerissen worden. Dort waren sie steif gefroren. Zwar ist ihnen körperlich jetzt wärmer, aber etwas in ihnen ist nicht getaut.

Der Richter wendet sich von Virginia ab, auch von den Anwälten und den Frauen, die in der ersten Reihe sitzen, und von den unbekanntem Gesichtern, die das Publikum bilden für diesen – was? Zirkus?

»Meine Herren Geschworenen«, spricht er sie gewichtig an. »Sie wissen, dass die Gefangene auf der Anklagebank, Virginia Reeve, bislang gesagt hat, sie bekenne sich in jedem Punkt der Anklage nicht schuldig. In diesem Prozess nun überlässt sie sich Ihrem guten Urteil über die Verhandlung des Falles. Ist sie schuldig eines der oder beider Anklagepunkte, so müssen Sie dies sagen, und ist sie nicht schuldig eines der oder beider Anklagepunkte, so müssen Sie dies sagen und nichts weiter. Gute, wahrhaftige Männer – stehen Sie zusammen und folgen Sie Ihrer Evidenz.«

Virginia selbst scheint er gar nicht wahrzunehmen.

Seine dumpfe Gleichgültigkeit, denkt sie, droht sie zu zerstören. Sie darf sich nicht hinabziehen lassen. Sie hat schon Schlimmeres überstanden als die Verachtung dieses Mannes. Und es liegt an ihr, wie sehr sie sich von ihm verletzen lässt. Sie wendet sich von ihm ab und hin zu den einzigen Menschen im Gerichtssaal, die sie wirklich kennt.

Die fünf Überlebenden geben ihr mit ihrem Schweigen Auftrieb. Sie fürchtet die Worte, die sie sprechen könnten, wenn sie später aufgerufen werden – ganz zu schweigen von den Worten anderer, die abträgliche, finstere Dinge sagen werden, wahre und nicht wahre –, vorerst aber beruhigt sie ihr Schweigen. Fürs Erste will sie von ihnen nichts, und genau das können sie ihr noch geben.

2. KAPITEL

Virginia

Tremont House, Boston

April 1853

Als Virginia den Vorraum von Tremont House betrat, hörte sie nur die ersten drei Schritte. Einer, zwei, drei auf glattem, goldenem Marmor. Der edle tiefe Teppich erstickte den Klang von vier, fünf und allen weiteren.

Lautlos schritt sie im flackernden Schein der vergoldeten Laternen voran, luxuriöse Sofas lockten mit ihren üppigen karmesinroten Kissen, über ihr wölbte sich die höhlenartige Decke. Auf der fernsten Couch saßen zwei Frauen, die Köpfe zusammengesteckt, offenkundig im Gespräch, doch ihre Stimmen waren in einem solch riesigen Raum nicht zu hören. *Stumm wie das Grab*, dachte sie unwillkürlich. Jahrelang hatte sie sich in offenen Räumen, sei's draußen oder drinnen, fehl am Platz gefühlt, und sie wehrte sich gegen den Fluchtimpuls.

Hinter dem Empfang saß ein Mann in einem Hemd, das so weiß und glatt war wie frisch gefallener Schnee, und er hob bei ihrem Nahen die Brauen.

»Kann ich Ihnen helfen, Miss?«

»Ich bin Virginia«, sagte sie, und als die Stille um sie herum ihre Stimme verschluckte, sagte sie es ein zweites Mal, lauter. »Virginia Reeve. Ich werde erwartet.«

Der Kopf des Mannes senkte sich, wahrscheinlich schaute er in eine Liste oder dergleichen. Sie sah kein Signal, doch wie durch Zauberei erschien unmittelbar hinter ihr ein ganz in Schwarz gekleideter,

hochgewachsener Mann. In dem Blick, den sie über die Schulter warf, sah er aus wie eine Krähe, wovon sie jäh zusammenfuhr.

Ihr Führer, so gut geschult, dass er die Aufmerksamkeit nicht auf ihren Lapsus lenkte, nickte lediglich und klackte die Absätze zusammen.

»Miss Reeve, es wäre mir ein Vergnügen, Sie zu Mrs Griffins Suite zu geleiten«, sagte er.

Sie lief hinter ihm die Treppe hinauf und durch einen weiteren Flur mit diesem edlen, üppigen Teppich, dessen Weichheit alles dämpfte. Die Meilen, die sie gereist war, um hier zu sein, hatten sie erschöpft. Die grobe Wolle ihres Reisekostüms scheuerte am Hals, und sie sehnte sich danach, sich dort kratzen zu können. Natürlich hatte sie schon viel Schlimmeres durchlebt, das aber erstaunte sie immer noch: Wie der schlimmste Schmerz, egal wie schrecklich, in die Vergangenheit rücken konnte. Irgendwann keuchte er einem nicht mehr ins Ohr wie ein hungriger Wolf. Die kleineren Ärgernisse der alltäglichen Existenz wurden wieder ärgerlich. Leiden blieben Leiden in all ihren zahllosen Formen, all ihren Abstufungen.

Sie wusste, dass sie nicht darüber sprechen sollte, was sie alles durchgemacht hatte. Das wollte niemand hören. Was aber wollte die mysteriöse Mrs Griffin hören? Um das herauszufinden, hatte Virginia den ganzen Kontinent durchquert.

Ihr Begleiter klopfte leise an die Tür von Zimmer 17, neigte das Ohr auf eine Antwort hin und schien auch eine zu vernehmen. Er umfasste den Griff, öffnete weit die Tür und bedeutete Virginia einzutreten.

»Das wäre alles, William«, sagte eine Frauenstimme, mit Akzent, leise, heiser.

»Sehr wohl, Madam«, antwortete der Begleiter, trat in den Flur zurück und schloss mit geübter Sorgfalt ohne ein Geräusch die Tür.

Das gesamte Zimmer schien vergoldet. Das helle Tageslicht spähte durch zarte Vorhänge und entzündete das Weiß und Gold des Zimmers, bis es glühte. Es wirkte, wie ein griechischer Tempel auf Virginia gewirkt haben mochte, wie in fernen Zeiten.

Virginia lenkte ihre Aufmerksamkeit auf die einzige andere Person im Zimmer. Mrs Griffin hätte gut und gern auch eine Alabasterstatue sein können, so still und blass saß sie da. Ihr nobler Stuhl schmiegte sich anmutig wie ein Thron um ihren Körper.

Zwar hätte ein genauer Beobachter die Anzeichen des Alters auf ihren Handrücken bemerkt, dennoch war Mrs Griffin mit großer Sorgfalt gepflegt. Ihre Wangen waren weich gecremt, ihr verblasstes Haar noch sorgfältig wie das einer Braut modelliert und hochgesteckt. Die extravaganten Falten ihres moiréseidenen Gewands hätten einem Wurf Collies Schutz für die Nacht geboten. Dem Alter nach hätte sie Virginias Mutter oder gar Großmutter sein können, der Erscheinung nach hätte jeder erkannt, dass die beiden niemals vom selben Stammbaum herrühren konnten.

Die ältere Frau sprach, ohne aufzustehen. Sie hatte einen eindeutig britischen Akzent, spröde wie ein gestärktes Laken. »Ich muss mich entschuldigen, Miss Reed. Ich habe unsere Bekanntschaft mit einer List begonnen.«

Virginia war verdutzt und wusste nicht, wie sie reagieren sollte. Sie klammerte sich an das, was sie konnte. »Entschuldigen Sie, Ma'am. Sie meinen wohl Miss Reeve.«

So weich das Gesicht der Frau wirkte, ihre Augen waren hart und scharf.

»Ich weiß, was ich meine.«

»Und dennoch«, sagte Virginia, »ist mein Name, verzeihen Sie, Virginia Reeve. Unter dem Namen haben Sie mir doch auch geschrieben, nicht wahr?«

»Das stimmt«, sagte die ältere Frau, »und dennoch können Namen täuschen. Das ist die List, von der ich spreche. Ich bin nicht – und hier nun bitte ich *Sie* um Verzeihung, wir wollen ja fair sein – Mrs Delafield Griffin.«

»Aber was ist dann Ihr Name?«

»Meine Güte. Die Amerikaner aus meiner Bekanntschaft sind ja direkt, was zu erwarten war, aber Sie – wie nennen Sie das? Schießen den

sprichwörtlichen Vogel ab.« Dies mit trockener Stimme, kühl, gelassen, aber nicht ohne eine Prise Humor. »Meine richtige Anrede ist Lady Franklin.«

Verblüfft platzte Virginia heraus: »Lady *Jane* Franklin?«

Die Frau lächelte beherrscht, bedacht. Virginia hatte das deutliche Gefühl, dass Lady Jane Franklin ihre Palette Lächeln vor dem Spiegel probte, um dann das schmeichelhafteste zu wählen. »Mir scheint, mein Ruf eilt mir sogar bis an die Westgrenze Ihres wilden Landes voraus.«

»Ein kanadischer Freund hat immer gern Ihr Lied gesungen«, sagte Virginia. Sie wollte es eigentlich gar nicht singen, doch dann öffnete sie den Mund, und heraus kam die Erinnerung:

*In Baffin's Bay where the whale fish blow,
The fate of Franklin no man may know.
The fate of Franklin no tongue can tell,
Lord Franklin alone with his sailors do dwell.*

Eine Wärme sammelte sich in ihren Adern – das Lied erinnerte sie so sehr an Ames –, doch als Lady Franklin die Hand zum Schweigen hob, schluckte Virginia die Töne hinunter.

»Ich habe von Ihren vielen Talenten gehört«, sagte Lady Franklin.

»Singen zählt jedoch nicht dazu.«

»Ich wollte Sie nicht verärgern.«

»Das haben Sie nicht im Mindesten«, sagte die Frau, auch wenn es in Virginias Ohren wie eine Lüge klang. »Sie sind einfach nur eine sehr schlechte Sängerin. Und es ist nicht *mein* Lied, wie Sie das nennen. Es ist einfach ein volkstümliches Lied, das behauptet, mit meiner Stimme zu sprechen, wozu ich nicht meine Einwilligung gegeben habe. Aber lassen wir das. Sagen Sie mir doch bitte, wie war Ihre Reise?«

So eingerostet ihr Benehmen in Gesellschaft auch sein mochte, erkannte Virginia einen Themenwechsel doch sofort, und sie richtete sich danach. »Gewiss lange. Aber weit bequemer, als sie es ohne Ihre Großzügigkeit gewesen wäre. Vielen Dank dafür. Hat man auf dem Schiff im Pazifik wie

auch im Atlantik eine Kabine Erster Klasse, dann ist die Beförderung in Panama noch das Schlimmste.«

Sie versuchte, die Reise wie nichts Besonderes klingen zu lassen, wo doch eine weniger erfahrene Reisende vielleicht daran zerbrochen wäre. Die Männer, die ihre Habe in Panama getragen hatten, hatten sich mit einem ihrer zwei kostbaren Koffer aus dem Staub gemacht. Auf der Atlantikfahrt verwechselte ein Säufer ihre Kabine mit einer anderen und hämmerte fast die ganze Nacht an ihre Tür, erst brüllend, dann schluchzend. Doch sie beklagte sich nicht. Ihr Nacken juckte wieder. Sie stellte sich den Ausschlag vor, den sie dort vorfinden würde, wenn sie dann endlich das grässliche Wollkleid abstreifte – ein zwei Zentimeter breiter Streifen gleich einem Priesterkragen, rundherum. Sie vermisste die Lederhose und den Kasack, die sie als Führerin getragen hatte, oder auch nur die schlichten, gebrauchten Baumwollkleider davor. So gefährlich die Wildnis jenseits von Amerikas östlichem Ende auch war, bot sie gegenüber der Zivilisation doch manche Vorteile. Im Grenzgebiet konnte eine Frau Mitte zwanzig fast alles machen, solange sie nur tüchtig und schlau war, und wenn sie wollte, konnte sie es in bequemer Kleidung tun.

»Ich hoffe nur, Sie bekommen kein Fieber«, sagte Lady Franklin, wobei ihr abgehackter britischer Akzent das End-r fallen ließ. *Fieba*. »Das könnte das, was ich mit Ihnen vorhabe, durchkreuzen.«

Virginia lächelte. Offenbar war der Smalltalk nun zu Ende. »In Ihren Briefen stand etwas von einer Reise, einer Expedition. Und da ich nun weiß, wer Sie sind, vermute ich, dass die Reise, die Sie im Sinn haben, weit in den Norden geht.«

Die alte Frau lachte, ein kehliges, heiseres Geräusch, und musterte Virginia von oben bis unten. »Soso.«

»Ihr Mann ist verschollen«, sagte Virginia einfach. »Ich nehme an, Sie wollen ihn suchen lassen.«

»Ja, das sind die Tatsachen. Ich würde sagen, die meisten jungen Frauen – oder achtsamen jungen Leute beiderlei Geschlechts – würden es behutsamer formulieren, mit mehr Rücksicht auf meine Gefühle in der Angelegenheit.«

»Gefühle sind ein Luxus, Ma'am«, sagte Virginia respektvoll, aber fest. Sie glaubte, Lady Franklin würde Nüchternheit schätzen. »Gefühle haben mich nicht hergeführt.«

Lady Franklins scharfer Blick wurde noch kälter, was ihr sagte, dass sie sich überschätzt hatte. »Wie abgestumpft Sie doch sind, und das schon in Ihrem Alter. Gefühle machen uns doch zu Menschen. Was mich bewegt, ihn ungeachtet so vieler Hemmnisse, so vieler Fehlschläge weiterhin zu suchen, ist doch meine tiefe *Liebe* zu ihm.«

Virginia schlug einen anderen Kurs ein, versuchte, zerknirscht zu erscheinen. »Ich bitte um Entschuldigung. Ich gestehe, ich kenne nicht alles, was Sie bislang unternommen haben, um ihn zu finden. Westlich von Fort Bridger sind Nachrichten dünn gesät.«

»Und dennoch kennen Sie das Lied, das Sie mir zugeschrieben haben. Man nennt es ja ›Lady Franklins Klage‹.«

»Wie schon gesagt, mein kanadischer Freund mochte das Lied. Er sang besser als ich.«

»Sang?«

Virginia übergang die Frage und drängte weiter. Sie war wegen dieser Gelegenheit weit gereist und wollte sie nicht vorübergehen lassen, ohne zu wissen, worin sie wirklich bestand. »Falls es eine Fahrt in den Norden ist, Lady Franklin, die Sie für mich im Sinn haben, so hoffe ich, dass Sie meinen Werdegang nicht missverstehen. Ich habe mich nie im Norden aufgehalten.«

»Ihr Sachverstand besteht darin, Menschen zu führen. Ich habe Leute, die geführt werden müssen.«

»Über Land oder Meer?«

»Eigentlich beides. Und auch Seen, was neu für Sie sein dürfte. Land, See, Meer. Aller guten Dinge sind, wie ich höre, drei.«

»Und auch Tode«, sagte Virginia.

»Wie bitte?«

»Das ist ein Aberglaube«, sagte sie und merkte, wie ihre Wangen erröteten. »Verzeihen Sie. Auch der Tod kommt immer zu dreien, heißt es.

Aber ich bitte um Entschuldigung, ich hätte nicht vom Thema ablenken sollen. Sagen Sie, was sind das für Leute, die ich führen soll?»

Lady Franklin richtete sich auf ihrem Stuhl gerade und schlang die Finger um die weichen Armlehnen wie ein Adler die Klauen um einen Ast.

»Ich habe«, sagte Lady Franklin, »bei allen Expeditionen, die bei der Suche nach meinem Mann gescheitert sind – und da brauche ich beide Hände, um sie aufzuzählen –, eine wesentliche Ähnlichkeit festgestellt.«

»Und die wäre?«

»Männer«, sagte Lady Franklin, nicht verbittert, wengleich sie das Wort scharf betonte. »Jede dieser gescheiterten Expeditionen wurde von Männern geplant, von Männern durchgeführt und hat ausschließlich aus Männern bestanden.«

»Verzeihen Sie meine Unwissenheit«, sagte Virginia, wobei sie das deutliche Gefühl hatte, dass Lady Franklin dies eher nicht wollte. »Aber sind das nicht alle Expeditionen in die Arktis?«

»Doch.« Lady Franklin zeigte ein feines, trockenes Lächeln. »Bislang, ja. Aber ich habe eine Theorie zu Frauen. Möchten Sie sie hören?«

»Natürlich.«

»Frauen können viel mehr, als die enge Sicht der Gesellschaft für schicklich erachtet. Ich vermute, dass es nichts, buchstäblich nichts gibt, wozu Frauen nicht imstande sind.«

Auf den ersten Blick war das eine schockierende Aussage. Doch Virginia sah es genauso.

Lady Franklin fuhr fort. »Ich selbst habe Dinge getan, die nur eine Handvoll Reisender meiner Generation für sich in Anspruch nehmen können, Männer wie Frauen. Den Nil hinabgesegelt. Auf einem Esel nach Nazareth geritten. Eine Quarantänestation auf Malta besucht, den Hafen von Alexandria, die strahlende Akropolis. Kann ein Mann aus Ihrem Bekanntenkreis behaupten, er sei je Janitscharen begegnet? Beduinen? Einem Pascha? Ich aber sehr wohl.«

Virginias Bewunderung war echt. Diese elegante, sorgfältig zurechtgemachte Frau – gewiss sechzig Jahre alt war sie – verriet keinerlei Anzeichen solcher Abenteuer. Ihre weichen Wangen, ihr

prachtvolles Kleid, das alles schien der Vorstellung solch ungewöhnlicher Leistungen zu widersprechen. »Sie sind wahrhaft außerordentlich.«

»Sie missverstehen mich!« Lady Franklin beugte sich vor und sah sie durchdringend an. »Es geht mir nicht um meine Außergewöhnlichkeit. Was ich getan habe, könnten Tausende anderer Frauen ebenfalls, bekämen sie nur die Gelegenheit. Ihre Vorstöße nach Westen beweisen es doch. Diese amerikanischen Wagenzüge. Frauen fahren Planwagen oder laufen daneben her, lernen, mit Feuerwaffen zu schießen, schützen sich und einander, überstehen die schlimmsten Stürme und die sengende Sonne, durchstehen alle möglichen Entbehrungen. Über tausende – abertausende! – Meilen hinweg. Diese furchtlosen Frauen. Am Ende haben sie dann Kalifornien erreicht, Oregon oder das Washington Territory.«

»Manche aber auch nicht«, entfuhr es Virginia.

Lady Franklin fixierte sie mit einem scharfen Blick und sagte aus der Behaglichkeit ihres goldenen Stuhls heraus: »Ja, auch. Großes zu versuchen bedeutet manchmal auch zu scheitern. Doch selbst im Scheitern liegt manchmal ein Kern des Erfolgs. Jene Gruppe Siedler, die sich auf dem Weg nach Kalifornien verlor, monatelang auf einem Gebirgspass im Tiefschnee festsaß, am Ende über die Hälfte tot, wissen Sie, wer da überlebt hat?«

Virginia schwieg. So viele mögliche Antworten. Sie wollte die Lady Franklins hören.

Lady Franklin sagte: »Die Frauen. Wenn Frauen das überstehen, wer kann da sagen, dass sie keinen Erfolg haben, wo Männer gescheitert sind, und auch sie mir meinen Gatten nicht wiederbringen?«

»Und wenn der Gatte doch nicht wiedergebracht werden kann?«

»Mädchen«, sagte Lady Franklin, und ihre Stimme wurde wieder rau, »wie ich schon sagte, Sie haben keine Achtung vor Gefühlen.«

Sie hatte zu offen gesprochen, das sah Virginia ein, und sie versuchte, den Fehler wiedergutzumachen, ohne Schwäche zu zeigen. »Ich verstehe Ihre Gefühle, Ma'am. Vollkommen. Dennoch glaube ich, dass sie nicht der

einzig Grund sind, weswegen Sie mich gerufen haben. Ich glaube, Sie wollten mir eine Art Anstellung anbieten.«

»Das stimmt.«

»Wenn Sie das weiterhin wollen«, sagte Virginia, »bin ich sehr gern bereit, es mir anzuhören.«

Lady Franklins Pause war lang, doch sie endete mit klaren, festen Worten. »Kurz und gut, schlage ich Ihnen vor, eine Expedition in den Norden zu führen, um meinen Gatten zurückzubringen. Er ist ein großer Mann, und die Welt würdigt seinen Triumph noch nicht. Ist er zurückgekehrt, wird man seinen Namen weit und breit besingen.«

Virginia wollte das Angebot zu gern annehmen, doch zwang sie sich, nicht gleich einzuwilligen. Warum sie? Das musste sie klar sehen, nur für den Fall. »Planwagenzüge über den Pass nach Kalifornien zu führen ist nicht dasselbe wie Menschen zu Fuß durch den eisigen Norden. Dort wusste ich schon, wo das, was wir suchten, zu finden war.«

»Aber wie viele haben Sie sicher hingeführt?«

Nachdem Virginia ihre Karriere als Führerin Knall auf Fall aufgegeben und sich vorübergehend in San Francisco niedergelassen hatte, brachte ein Zeitungsartikel – nur einer – ihre Geschichte. Den musste Lady Franklin gelesen haben, und darin stand auch die Zahl, nach der sie fragte. Es gab keinen Grund auszuweichen. »Nach meiner besten Schätzung 563.«

»Ich glaube, Sie besitzen für das, was ich brauche, die Fähigkeit und die Stärke, Miss Reeve. Das Gelände wird ein anderes sein, dafür ist die Gruppe viel kleiner, als Sie es gewohnt sind. Sie haben mein Vertrauen. Ich brauche nur Ihre Einwilligung.«

Virginia schwirrte der Kopf, aber allmählich wandte sie sich den Einzelheiten zu. »Sie tragen mir an, diese Expedition allein zu führen? Nur ich?«

»Ja. Sie werden die Leitung haben. Gut, verschiedentlich werden Sie eng mit anderen zusammenarbeiten – so mit den erfahrenen Voyageurs mit ihren Kanus und dem Kapitän des Schoners, der Sie durch die Bay nach Norden bringt. Deshalb habe ich ja Sie ausgewählt. Wenn ich mich

recht erinnere, haben Sie bei der Führung dieser Gruppen übers Gebirge mit einem Mann zusammengearbeitet.«

Da war der Haken. Sie hätte Ames gar nicht unerwähnt lassen müssen; Lady Franklin wusste offenbar, warum Virginia keine Wagenzüge mehr über den Pass führte. Warum ihre Zahl geretteter Seelen nicht mehr höher als 563 steigen würde. Weil es mit Ames nicht mehr ging und sie allein es auch nicht konnte.

Vielleicht war diese Expedition – diese wahnsinnige, lächerliche Idee einer Expedition – sogar genau das, was sie brauchte.

Und dann fiel ihr wieder die letzte Strophe von »Lady Franklins Klage« ein, sie hörte sie so warm und kraftvoll, als stünde Ames direkt neben ihr und sein kratziger Bariton sänge ihr direkt ins Ohr. Es kostete sie echte Mühe, bei der Erinnerung nicht zu lächeln.

*And now my burden it gives me pain,
For my long-lost Franklin I would cross the main.
Ten thousand pounds I would freely give
To know on earth that my Franklin do live.*

Es gab einen Lohn. Echtes Geld. Fast würde sie es rein des Abenteuers wegen machen, doch was konnte sie mit dem Geld anfangen, wenn sie es hätte? Alles. Nichts. Sie könnte leben, wie sie wollte, wo sie wollte und nie auch nur den kleinsten Hunger verspüren. Geld würde sie von so vielen Fragen befreien, so vielen Sorgen. Diese Freiheit ließ sich gar nicht mit Geld bemessen. Es gab keine andere realistische Möglichkeit, so viel so schnell zu verdienen – und so frei zu werden. »Und wenn wir ihn finden, ist der Lohn dann unser?«

»Allein Ihrer. Um ihn mit den Übrigen der Expedition nach Ihrem Gutdünken zu teilen. Wie ein Walfangkapitän mit seiner Mannschaft.«

»Und wenn wir scheitern?«

»Ich setze darauf, dass dies nicht geschieht«, sagte Lady Franklin. »Sie sollten dies ebenfalls tun.«

Virginia überlegte. Sie stand auf der Schwelle zu etwas Außergewöhnlichem. Ob es fantastisch oder verhängnisvoll sein würde, wusste sie nicht. Doch es versprach, aufregend und wunderbar zu sein. Und es steckte ein Potenzial darin, wie sie es nie mehr für sich erwartet hätte.

Auf ihr Schweigen hin lächelte Lady Franklin, scheinbar unpassend. »Als ich über Sie las, wusste ich, dass Sie geeignet sind, eines aber wusste ich nicht, nämlich ob Sie an dieser Arbeit Interesse hätten. Nachdem ich Sie nun kennengelernt und mit Ihnen gesprochen habe, bin ich mir absolut sicher, dass Sie die richtige Wahl sind. Und auch, dass niemand sonst es ebenso gut könnte.«

Virginia sagte: »Ich bin ... geschmeichelt, Lady Franklin.«

»Aber gewiss. In einer Woche brechen Sie zur ersten Etappe der Reise auf. Wir haben noch über andere Dinge zu sprechen, zum Beispiel über einige Briefe, die Sie für mich mitnehmen sollen. Sehr wichtige Briefe, darunter einen, den Sie meinem Mann übergeben sollen, wenn Sie ihn finden. Wir können die Einzelheiten hier am Schreibtisch besprechen, wenn Sie mögen?« Sie bedeutete Virginia, sich zu setzen.

Virginia blieb stehen. »Ich habe gesagt, ich bin geschmeichelt. Ich habe nicht gesagt, dass ich es mache.«

Die ältere Frau runzelte unwillig die Stirn. »Was könnte Ihnen im Weg stehen?«

»Die Einzelheiten, die Sie erwähnt haben. Die müssen wir vorher besprechen. Wer geht noch mit? Und wie? Wie viel werden Sie bezahlen, wenn wir der Route folgen, aber mit leeren Händen zurückkehren? Was sind die Gefahren und wie werden wir darauf vorbereitet sein?«

Lady Franklins Stirn glättete sich, und sie erwiderte Virginias Blick voller Zuversicht und Gelassenheit. »Ich habe auf alle Ihre Fragen eine Antwort, das versichere ich Ihnen. Allerdings habe auch ich gewisse Bedingungen, die ich Ihnen noch nennen werde. Aber erst müssen Sie sich setzen.«

Virginia wusste nicht, warum es für Lady Franklin so wichtig war, ob sie saß oder stand, aber sie wusste, wenn jemandem etwas so wichtig war

und einem selbst nicht, dann konnte man ihm schon auch nachgeben. Guter Wille war ein Gut wie jedes andere, das gehandelt, gehortet und ausgegeben wurde.

Als Lady Franklin nun Virginia erneut bat, sich zu setzen, tat diese ihr den Gefallen und zeigte dabei ihr hübschestes Lächeln. »Fangen wir an.«

3. KAPITEL

Virginia

Oberstes Gericht von Massachusetts, Boston

Oktober 1854

»Nun gut. Fahren Sie fort«, sagt Richter Miller.

Der Ankläger posiert vorn im Gerichtssaal, als wäre Charles Loring Elliott höchstpersönlich engagiert, um sein Porträt zu malen. Der Mann sieht aus wie ein Bilderbuchanwalt: winzige Brille, starre Haltung. Vorstehender Bauch und eine ebensolche Kinnlade. Virginias Urteil wird ein wenig von den Umständen getrübt, doch sie glaubt, dass sie ihn, selbst wenn er nicht fanatisch darauf aus wäre, sie für ein Verbrechen, das er ihr nicht nachweisen kann, an den Galgen zu bringen, nicht mögen würde.

Sie mag ihn noch weniger, als er zu einer Rede ansetzt, die vermutlich sein Eingangsplädoyer sein soll. In ihren Ohren klingt sie viel eher wie die Tirade eines Schulmeisters.

»Die Gesellschaft hat Regeln«, trägt der Ankläger vor, dessen Namen sie nicht mitbekommen hat. »Manche meinen, wir sollten denen gegenüber, welche sie mit Füßen treten, freundlich sein. ›Vergebt ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun‹, lesen wir in der Bibel. Doch jene, welche nicht der Gesellschaft angehören wollen, sind selten die Prachtstücke, als die wir sie gern sähen. Sie haben den Namen Virginia Reeve noch nie gehört. Zweifellos werden Sie es bedauern, bevor Ihre Zeit in diesem Gerichtssaal um ist, ihn je gehört zu haben. Ebenso wenig wollen Sie die Einzelheiten hören, wie unsere Caprice Collins, eine Tochter Bostons – aufrecht und schmerzlich vermisst –, durch die Hand dieser ausgestoßenen Unbekannten einen grauenhaften Tod erlitten hat.

Ich möchte Ihnen für Ihren Dienst danken, so wie ihre Familie Ihnen dankt. Weil Sie sich der unangenehmen Aufgabe unterziehen, Dinge hören, die kein guter Gentleman je hören sollte, könnten Sie verhindern, dass ein Scheusal einen neuerlichen Mord begeht.«

Virginia steht reglos da wie eine Statue. Oder eine Leiche.

»Diese junge Frau behauptet, ihre Expedition sei von Lady Jane Franklin veranlasst und bezahlt worden. Ich aber frage Sie, warum sollte eine hochgeborene britische Dame etwas so Unerhörtes tun? Eine Bande amerikanischer Außenseiterinnen – Frauen und Mädchen! – aufstellen, um zwei Schiffe der britischen Royal Navy zu suchen, die selbst die fähigsten, erfahrensten Seeleute nicht finden konnten? Dem Anschein nach eine törichte Einlassung. Und ich sage Ihnen, wenngleich ich es bedaure, dass es über diesen Anschein hinaus nichts zu erfahren gibt.«

Er zeigt auf sie, ohne sich dabei ganz umzudrehen, ohne den Arm ganz zu heben. Das hat etwas Flüchtiges, subtil Herabwürdigendes. »Die Angeklagte, Virginia Reeve, hat keine Familie. Keine Geschichte. Niemanden, der für sie bürgt, nur diese armen, fehlgeleiteten jungen Frauen« – er zeigt auf die Überlebenden mit einer ausholenden Geste, und Virginia möchte ihn anspringen wie eine Schleichkatze und ihm das Fleisch von den aufgeblasenen rosigen Backen kratzen –, »welche sie eindeutig in eine Art Bann gezogen hat. Ebenso wie ihr Opfer, wie wir beweisen werden.«

Noch vor einem Jahr, einem halben, hätte Virginia gelacht bei dem Gedanken, jemand könne Caprice ein Opfer nennen. Doch die Wirklichkeit des Prozesses, dessen, was auf dem Spiel steht, hat sie sehr wohl begriffen. Ihr ist jetzt überhaupt nicht nach Lachen zumute.

Nach einer gewichtigen Pause fährt der Ankläger mit seiner Ansprache an die Geschworenen fort. »Jede hatte ihre eigenen Gründe, um Miss Reeves Lügen zu glauben. Aber täuschen Sie sich nicht, Sie guten Bostoner Herren. Sie hat jede einzelne dieser Frauen so lange beschwindelt, bis sie ihrer Lüge glaubten, derselben Lüge, die sie Ihnen erzählen wird – falls ihr Verteidiger sie überhaupt sprechen lässt.«

Sosehr sie sich auf ihn stürzen und ihn zerkratzen will, bewahrt Virginia auf der Anklagebank doch ihren leeren, scheinbar teilnahmslosen Blick. Bei all den schrecklichen Dingen, die ihr das Martyrium in der Arktis zugefügt hat, ganz abgesehen von dem davor, hat es doch auch dies eine Gute bewirkt: Ihr Gesicht wahrt viele Geheimnisse. Als sie jung war, hatte sie ein bewegliches Gesicht. Blitzende Augen, rosa Lippen, die gern lächelten, die arglosen Mienen eines Mädchens, das sein Herz auf der Zunge trug. Vorbei.

Und so werden die Leute in diesem Gerichtssaal, dieser Richter, diese Geschworenen keine Spur dessen finden können, was sie im Innern bewegt, wenn sie ihr Äußeres betrachten. Sie werden das saubere schiefergraue Kleid sehen, das ihr Verteidiger ihr kommentarlos durch die Stäbe ihrer Zellentür geschoben hat, nicht billig und auch nicht extravagant, nur makellos schlicht. Sie werden den Tribut sehen, den der kalte Norden ihr Gesicht gekostet hat, die Röte auf ihren Wangen, die nie ganz weggeht, gleich, wie kalt oder warm es ist. Sie werden ihr in der Mitte geteiltes Haar sehen, im Nacken zu einem glatten, festen Knoten gefasst, dem keine Strähne entwichen ist, als wäre sie das gemalte Bild einer Frau und nicht aus Fleisch und Blut.

Was sie nicht sehen werden, ist ihre Wut, die Wut, die jahrelang in ihr gelodert hat, ganz undamenhaft, unstillbar. Auch nicht, wie sie das, was Caprice widerfahren ist, in Wahrheit empfindet, das wilde, quälende Bedauern.

Am wichtigsten aber: Niemals werden sie ihre Angst sehen.

»Danke. So weit vorerst die Anklage«, sagt der Staatsanwalt, und Virginia starrt geradeaus auf einen Knoten im Holz des Zeugenstands jenseits der Richterbank. Als wäre es der interessanteste Knoten auf der Welt.

Vom Tisch der Verteidigung kommt Papiergeraschel. Käme sie bis dorthin, würde sie die Hand auf diese verdammten Papiere knallen, damit sie endlich still sind. Ihrem Verteidiger geht, wo er auch ist, stets ein Rascheln voraus gleich einer aufgeputzten Debütantin, die ihre Röcke plustert, um Aufmerksamkeit zu wecken.

Es hatte genau zwei Gespräche mit Clevenger gegeben. Keines hat sie optimistisch gestimmt. Doch sie versucht, sich zu beruhigen: Clevenger ist kein Dilettant, sondern ausgebildeter Anwalt. Der einzige Zweck seines Berufs ist es, Leute wie sie zu schützen und zu verteidigen, und solange dieser Prozess läuft, besonders sie. Und auch wenn ihr in seinen Händen nicht ganz wohl ist, gibt es keine anderen, in die sie sich begeben könnte.

Sie bleibt äußerlich ruhig, dreht nur das Gesicht in seine Richtung, um ihn zu beobachten, wie er raschelt, sich räuspert und aufsteht. Der versammelte Gerichtssaal hört ihm mit nüchterner Aufmerksamkeit zu.

Clevenger wendet sich an die Geschworenen, das Publikum, die Überlebenden. Mit seiner schnarrenden Stimme sagt er: »Meine Mandantin – Miss Reeve – ist unschuldig.«

Diesen sechs Worten folgt eine lange, lange Pause. Für Virginia erstreckt sich diese Pause gefühlt über Stunden und Tage voll verdrießlicher Möglichkeiten, mit Ängsten und Fäulnis, mit Gletschern und Eisbergen, die an ferne Küsten stoßen, mit einer Sonne, die sich über ihr erhebt, um das Blau des Himmels zu verdunkeln, bis die Ozeane austrocknen, bis das Fleisch eines jeden im Gerichtssaal schmilzt, bis nur noch Knochen übrig sind. So lange währt sie für sie. Und es ist nicht einmal ihr Verteidiger, der sie beendet.

Lange nachdem die Stille beklemmend geworden ist, sagt der Richter: »Und, Herr Verteidiger?«

Clevenger sagt: »Das werden wir beweisen.«

Virginia fleht ihn mit Blicken an, noch etwas zu sagen, irgendetwas. Vorzubringen, was sie ihm über Lady Franklin gesagt hat, über Brooks, über Captain Malcolm. *Ist Captain Malcolm überhaupt da?*, fragt sie sich. Sie gestattet sich nicht, sich nach ihm umzusehen. Sie erinnert sich an die fünf Überlebenden zu ihrer Rechten, wendet sich an deren Kraft, lässt sich auf ihr ruhen, während sie darauf wartet, dass ihr Verteidiger für sie plädiert. Irgendwie.

Clevenger sagt mit festem und vollkommen grundlosem Stolz zu der Versammlung: »Das ist alles.«

Virginia muss alle Kraft aufwenden, um nicht weinend die Hände vor den Kopf zu schlagen.

4. KAPITEL

Virginia

American House, Boston

April 1853

Ihr langes Gespräch im Tremont House hatten Virginia und die Engländerin mit einem festen, abschließenden Handschlag beendet. Virginia hatte genug gehört, um zu sagen: Ja, sie werde die Expedition zu der vereinbarten Vergütung unternehmen, und ja, sie werde Lady Franklins Beauftragten in ihrem Hotel erwarten, um mit ihm alle notwendigen Vorkehrungen zu treffen.

Doch das war schon drei Tage her, Tage, die ihr jäh und unwiderruflich durch die Finger geglitten waren. Außer auf Lady Franklins Bevollmächtigten zu warten, gab es nichts für sie zu tun, und sie merkte, wie ihre Geduld sich auflöste wie Zucker in Tee. Auf dem Trail mit Ames war sie immer in Bewegung gewesen; Aufenthalte in Forts dauerten nicht länger als unbedingt nötig, und da Gruppen, die nach Kalifornien wollten, so häufig kamen, mussten sie selten länger als zwei, drei Tage warten, bis sie wieder angeheuert waren. In einem Raum dieser Größe hätten in Fort Bridger, dachte sie mit einem bitteren Lächeln, zwei Dutzend geschlafen. Angesichts solcher Ungerechtigkeiten wollte sie am liebsten schreien, daher dachte sie am besten gar nicht daran.

Virginias Hotel war zwar nicht so extravagant wie Tremont House, gleichwohl das bei weitem komfortabelste, in dem sie je gewohnt hatte, und gewiss auch das, in dem sie am ungestörtesten war. Im American House hatte sie zwei Zimmer hinter einer abgeschlossenen Tür allein für sich. Welch ein Luxus! Virginia stellte sich vor, wie Lady Franklin auf die